

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 46 (1971)
Heft: 6

Artikel: Mozambique heute
Autor: Hufner, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1080161>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mozambique heute

Von Paul Hufner

Ländern zeigte in den letzten Jahren eine wesentliche Erhöhung. Gross ist das Interesse bulgarischer Firmen für die Industrien, die wissenschaftlichen und die technischen Errungenschaften der Schweiz. Das bestätigte auch der Erfolg der in Bulgarien veranstalteten Schweizer Industrieausstellung.

Die Politik der Festigung des Friedens und der Sicherheit als lebenswichtige Aufgabe betrachtend, beteiligte sich Bulgarien aktiv an den Initiativen für die kollektive Sicherheit in Europa. Bulgarien unterzeichnete den Aufruf von Budapest im März 1969 und beteiligte sich an allen Initiativen der sozialistischen Länder in Europa zur Vorbereitung der gesamteuropäischen Beratung über die kollektive Sicherheit. Die Kontakte und Gespräche über die europäische Sicherheit auf verschiedener Ebene gaben die Möglichkeit zum Meinungsaustausch mit den meisten europäischen Ländern: Belgien, Österreich, der Schweiz, Holland, Frankreich, Italien, der Türkei, den skandinavischen Ländern u. a.

Bulgarien hat oftmals seiner Entschlossenheit Ausdruck verliehen, dass es eine tätige Politik für Frieden und Sicherheit in Europa unterstützen werde. Bei seinem Besuch in der Türkei sagte Todor Shvkov: «In Europa müssen Bedingungen für eine ruhige Erörterung und Lösung aller Fragen in einer friedlichen Atmosphäre, mit friedlichen Mitteln, im Geist der gegenseitigen Achtung aller europäischen Staaten, unter Berücksichtigung der real bestehenden Lage geschaffen werden. Im Hinblick darauf wird die bulgarische Regierung auch weiterhin ihren Beitrag zum Aufbau eines effektiven und allgemein annehmbaren Systems der europäischen Sicherheit leisten.»

Die Politik der Volksrepublik Bulgarien ist auf die einer neuen Wirklichkeit Rechnung tragenden friedlichen Zusammenarbeit und Verständigung auf unserem Kontinent gerichtet. Sie ist bestrebt, reale Perspektiven für die Schaffung einer kollektiven Sicherheit aufzudecken.

Dimiter Z. Bratanov

In der Sambesi-Schlucht von Cabora Bassa brummen die Motoren der Caterpillars, rattern die Pressluftbohrer, und nur wenn unten das Warnsignal ertönt und das Dynamit eine Fontäne von Geröll in den Himmel jagt, hält die Arbeit an den kahlen, ockerfarbenen Felshängen einen Augenblick an, und den weissen Technikern und Ingenieuren aus Südafrika und Europa ist, in ihren Deckungen geduckt, unfreiwillig ein Augenblick der Besinnung gegeben. Keiner von ihnen, das kann man wohl sagen, wird dabei von Zweifeln am Sinn seines Tuns heimgesucht. Die ideologischen Kontroversen, die fern in der Heimat die Öffentlichkeit durchwühlen, dringen nur wie ein fernes Echo in die Arbeitswirklichkeit des zentralafrikanischen Busches, in der sich einfach eine technische Aufgabe stellte: ein Staudamm, 160 Meter hoch und nur 300 Meter breit; ein See, 250 Kilometer lang, sechsmal der Bodensee, dessen Stromerzeugung alle andern Werke, sogar Assuan, in den Schatten stellen und das Innere des Kontinents der Schifffahrt erschliessen wird. Wird der zu erwartende Segen, wie die Kritiker Europas fürchten, die erschütterte portugiesische Kolonialherrschaft festigen? Ist es nicht Schizophrenie, mit der rechten Hand, der investierenden der Industrie, ein Werk zu fördern und mit der linken, der humanitätsverpflichteten des Weltkirchenrates, jene Frelimo zu unterstützen, die im Unabhängigkeitskampf von Mozambique eben diesem Damm Sabotage und Zerstörung geschworen hat?

In Soggo macht man sich, wie gesagt, über diese Fragen keine langen Gedanken. So heisst die Siedlung, welche Zamco, das südafrikanische Konsortium, das den Damm erstellt, in einer öden Bergwildnis errichtet hat; die 1000 schwarzen Arbeiter leben in einer Siedlung von Reihenhäusern aus Wellblech, säuberlich getrennt von den 680 weissen Technikern und Ingenieuren. Vergeblich wurde versucht, unter den eingeborenen Stämmen der Sambesi-Gegend Kräfte anzuheuern;

ihr Geist ist am Geldverdienen nicht interessiert und entbehrt zudem der geringsten technischen Erfahrung. So war man gezwungen, die schwarzen Hilfskräfte aus den Städten, vor allem aus Lourenço Marques, herbeizuholen. Ohne Frau und Familie, die Armen. Was nützt es ihnen, dass sie mit freier Verpflegung, Gratskleidung und einem Monatsgehalt von 150 bis 400 DM für afrikanische Verhältnisse geradezu fürstlich gehalten sind? Bleibt ihnen doch in ihrer frustrierten Einsamkeit als einziger Trost der Alkohol. Trotzdem arbeiten die mitteleuropäischen Ingenieure lieber mit den einfachen schwarzen Teufeln als mit den umständlichen und redeselligen portugiesischen Arbeitern. «Lieber zwei Schwarze», lautet eine deutsche Redensart, «als drei Portugiesen.»

Vielleicht auch ganz einfach, weil die letzteren in der Mehrzahl sind. Rhodesier, Südafrikaner und Franzosen stehen numerisch an zweiter Stelle, die Deutschen, eine Gruppe von Italienern im dritten Rang. Solange nicht Brown-Boveri (freilich nicht aus Baden, sondern Mannheim) in einer späteren Bauphase die Turbinen einbaut, dürfte es auch keinen Schweizer Ingenieur nach Cabora Bassa verschlagen. Der einzige Eidgenosse, der hier bisher ein Gastspiel gab, gehörte der zufällig angeheuertem Schar der Handwerker an, und er wurde, als er sich eines Abends beim Bier respektlos über die portugiesische Nation äusserte, von der Geheimpolizei, die auch hier diskret ein wachsames Auge auf den kleinen Völkerbund gerichtet hält, verprügelt und am nächsten Tag von der Zamco abtransportiert. Diese hat sich nämlich dafür verbürgen müssen, dass ihre Angestellten die politischen und religiösen Bedingungen respektieren. Denn um eine Art Völkerbund handelt es sich hier tatsächlich am Arbeitsplatz; im Stollen, der sich schon wie ein gigantisches hohles Auge in den Fels frisst, mischen sich die Nationalitäten kunterbunt. Lingua franca ist ein songolesisch gefärbtes Englisch. Wohl dem, den es mit Weib und Kind hierher verschlug; die Familie bietet,



Lourenço Marques, die Hauptstadt von Mozambique, ist eine moderne Stadt im westlichen Stil

solange der Klub nicht steht, die einzige Unterhaltung. Wer gerne jagt, spürt in den Bergen zuweilen einen Springbock, Gazellen oder Wildkatzen auf. Wer Wildkatzen ohne Fell und Krallen vorzieht, muss sich in einer Stunde Flug in die Bars von Tete bemühen, einem Provinznest, das auf einmal nach jahrhundertaltem Schlaf als Metropole einer Zukunftsregion erwacht: wilder Westen gewissermaßen. Die Ingenieure, welche von einem Wanderleben auf den Bauplätzen der ganzen Welt zu erzählen wissen, sind solchen Kummer schon gewöhnt. Doch mancher internationale Schlachtenbummler, der für gutes Geld sich aus Südafrika für das Abenteuer Mozambique verdingte, denkt an eins nur: weg!

Mozambique: so melodios romantisch der Name klingt, so widersprüchlich sind die Reaktionen, die er seit Jahrzehnten unter Kennern Afrikas hervorruft. Einer der schlimmsten Auswüchse des europäischen Kolonialismus, urteilen die einen, ein Produkt jahrhundertelanger ausbeuterischer Indolenz, die mit Zwangsarbeit und drakonischen Strafen die Eingeborenen in tierischem Sklavenstatus be-

liess. Eine tolerante, milde Herrschaft, preisen andere, die ohne Rassenvorurteil, ohne Rücksicht auf die Hautfarbe jedem Schwarzen, der den Willen und die Fähigkeit zum Aufstieg zeigt, brüderlich jede Chance bietet. Mozambique: es ist, in dieser rosa Version, ja nicht einmal Kolonie, sondern ÜberseeProvinz, Teil eines portugiesischen Vaterlandes, das sich über alle Meere erstreckt. «Moçambique só e Moçambique, porque e Portugal: Mozambique ist nur Mozambique, weil es Portugal ist.» Mit solchen Plakaten, die zu Hunderttausenden die Polizeiposten und Marktplätze selbst der entlegensten Buschdörfer zieren, suchen sie eine Fiktion in die Gehirne der Eingeborenen zu hämmern: dass sie nicht Afrikaner, dass sie Portugiesen sind. Als Angehörige eines grossen, überraschenden Vaterlandes sollen sie dem bösen kommunistischen Feind widerstehen, den Rotchinesen, die schlitzäugig und bezopft ihre gierigen Klauen nach Afrika ausstrecken.

Die Wahrheit liegt in der Mitte: Verächter und Bewunderer Portugals, sie haben beide recht und unrecht. Mozambique: das ist ja erst seit etwa

hundert Jahren Kolonie im eigentlichen Sinn, kolonisiertes, kontrolliertes, erschlossenes Festland-Territorium. Mozambique nannte 1498 Vasco da Gama die von ihm gegründete Inselstadt, die der Handelsflotte, zusammen mit ein paar anderen Stützpunkten an der Küste, den Weg nach Indien sichern sollte. Nur soweit der Handel mit Gold und Elfenbein ihre Händler lockte, interessierte sie, die Portugiesen, das Innere des Kontinents, und erst die Entdeckungsfahrten Livingstones und die britischen Vorstösse ins heutige Rhodesien zwangen die Portugiesen, sich auch auf dem Festland ihres Besitzes zu wehren. Aus dieser geschichtlichen Vergangenheit erklärt sich auch eine gewisse Doppelgesichtigkeit von Mozambique. Auf der Inselstadt, die heute noch den alten Namen trägt, in Quelimane und anderen alten Küstenstädten haben die Jahrhunderte die Rassen, welche Kampf und Handel hierher spülten, zum Amalgam gemischt: Aaraber, Inder, Chinesen haben hier gemeinsam mit den Portugiesen ihre genetischen Spuren hinterlassen: wer kann sich hier noch reiner Herkunft nennen? Die Negerinnen scheinen hier hellhäu-

tiger und graziöser, die Europäer erd-farbener als anderswo. Der Geist Portugals, Schmelztopf zu sein, hier lebt er noch.

In den modernen blitzsauberen Avenuen der Hauptstadt Lourenço Marques spürt man die Nähe Südafrikas und seines Geistes: Apartheid. Gewiss, nirgends offen: keine Bänke reserviert für Weisse, keine getrennten Plätze in den Autobussen. In den Cafés die wie in Lissabon auf die Trottoirs hinausquellen, plaudern Weisse und lassen sich von schwarzen Boys den Kaffee servieren oder die Schuhe putzen. In den Hafensbars suchen südafrikanische Touristen bei schwarzen Bargirls Abenteuer, für die sie zuhause mit Zuchthaus zahlen müssten. Aber unsichtbar ist sie doch da, die Schranke. Wenn du als Weisser im Wagen über Land fährst, bleibt jeder Neger, Mann wie Frau, am Wege stehen und klatscht dem höheren Wesen zur Begrüssung zu. Wer Bildung oder Geld hat und die Freuden zivilisierten Lebens geniessen kann, ist im allgemeinen Weisser oder Mischling. Wer mit dumpfem Geist dient und in Eingeborenenvierteln in Erdhütten nur den Schatten der Wolkenkratzer über sich spürt, ist im allgemeinen schwarz. Nicht Hautfarbe, der soziale Status trennt die Rassen, und er ist meist als Schicksal nicht minder hoffnungslos endgültig als das Pigment.

Warum hat trotzdem der Befreiungskampf, den Frelimo von Tansania aus gegen die Portugiesen führt, bis heute nur geringen Erfolg gehabt? Eine wahre Sturzflut von Propaganda, 80 Stunden insgesamt, ergiesst sich täglich über die Bevölkerung von Mozambique: aus Moskau, aus Peking, aus Lusaka, Dar-es-Salam und der DDR. Auf portugiesisch wohlverstanden. Welche Ironie, dass der Gegner, um die Hürde der Stammessprachen zu überspringen, die Stimme der verhassten Kolonialisten borgen muss! Dass Nachbarstämme sich zu misstrauen pflegen, hat bisher die Infiltration im Grenzgebiet versanden lassen, wo das Stammesgebiet der kriegerischen Makonden über den Grenz-

fluss Rovuma hinweg nach Tansania hineinreicht. Die Makonden sind einer der malerischsten Stämme Afrikas: im Museum von Nampula sind nicht nur herrliche Beispiele ihrer expressiven Schnitzerei zu sehen, sondern auch die gruseligen Instrumente, mit denen sie ihren jungen Adeligen die knochigen Backen tätowieren und zu verschönern pflegen. Nicht bloss durch ein paar hingeworfene Narben wie in anderen Stämmen: ein kunstvolles geometrisches Muster und spitzgefeilte Zähne wandeln sie kunstgerecht und schmerzlich zur Teufelsfratze. Wie ein anderer physisch hässlicher Stamm, die Kikuyus von Kenya, zeichnen sich die Makonden durch Fleiss, Tüchtigkeit und eine besondere Neigung aus, die christliche Religion zu übernehmen. Begreiflich, dass sie bei ihren friedlichen und trägeren Nachbarn mehr gefürchtet als geliebt sind und ein Freiheitskampf, in dem sie die erste Geige spielen, auf wenig Gegenliebe stösst.

Wenig Erfolg für Frelimo

Die Portugiesen haben mit der Hellsicht eines schlechten Gewissens erkannt, dass durch militärische Aktionen und Geheimpolizei der Aufstand nicht zu bändigen ist und versuchen, durch eine sogenannte «psychosoziale Aktion» die Versäumnisse von Jahrhunderten nachzuholen. Was bisher fast ausschliesslich der Bemühung der Kirche und innerhalb dieser vor allem ausländischen Missionaren überlassen blieb, Erziehung, hygienische Betreuung, landwirtschaftliche Beratung, wurde unter dem anspruchsvollen Stachel der Rebellion zum Programm, in dessen erster Phase sich Soldaten in Lehrer und Krankenpfleger wandelten, bis die zivile Verwaltung ihren Pflichten gewachsen war. Die weitverbreiteten Gehöfte der Makonden wurden, um den nach Maos Theorie wie Fische im Wasser einer sympathisierenden Zivilbevölkerung schwimmenden Guerillas die Unterstützung zu nehmen, niedergebrannt und ihre Bewohner in säuberlich geometrisch angelegte Wehrdörfer ge-

trieben, in denen sie nicht nur der Kontrolle, sondern eben auch der zivilisatorischen Betreuung von seiten der Behörden ausgesetzt sind. Im «Al-desmento» von Namuno, auf dessen staubige Landepiste ich mit einem Sportflugzeug niederging, tönte aus einem offenen Schulbau das Psalmodieren einer hundertköpfigen Schulklasse, die in 27 Stunden wöchentlich Alphabet, elementare Rechenkünste und selbstverständlich portugiesische Sprache und Geschichte lernt. Ihre Schüler, die ich in Gegenwart des portugiesischen Verwalters nach Vorzügen und Nachteilen ihres neuen Lebensstils befragte, priesen ihn mit so demonstrativer Begeisterung, dass ich einige Zweifel daran nicht unterdrücken konnte, besonders als ich erfuhr, dass sie der Regierung die Kosten für ihre neuen Häuser zurückzahlen müssten. Es ist für einen weissen Fremdling immer schwer, den oft ganz irrationalen, oft ganz pragmatischen Gedankengängen eines Negerbauern zu folgen.

Eines jedenfalls geben auch Frelimo-Sympathisanten zu: Seitdem vor ein paar Monaten der energische Oberkommandierende General Kaulza de Arriaga seine aus weissen und schwarzen Soldaten gemischten Kommandos im Norden zur Offensive hatte antreten lassen, in der eine Zangenbewegung die Infiltrationswege über den Rovumafluss abschneiden soll, sind die nur mit einfachen Infanteriewaffen ausgerüsteten Guerillas in eine schwierige Lage geraten. Es fehlt ihnen vor allem an Luftabwehrgeschützen, und so sind sie im leichten Steppenwald tagsüber ziemlich schutzlos der fliegerischen Aufklärung der portugiesischen Luftwaffe preisgegeben. Eine bewusste «Taktik der Milde», welche eher auf eine werbende Schonung als auf die physische Vernichtung der Guerillas ausgeht, hat, zusammen mit den militärischen Erfolgen der Portugiesen, bei den Guerillas die Versuchung verstärkt, überzulaufen. Nachdem im vergangenen Jahr nach dem mysteriösen, bis heute unaufgeklärten Mord-

anschlag auf den Frelimo-Führer Eduardo Mondlane in Dar-es-Salam der Makondechef Lazaro Kawandame aus dem Exil in Tansania unter ihre Botmässigkeit zurückgekehrt ist, ist ihm im vergangenen Herbst ein Regulo — so, «Königlein», heissen die traditionellen Herrscher auf portugiesisch — aus dem Gebiet des Nyassasees unter Pauken und Fanfaren der portugiesischen Propaganda gefolgt. Selbstverständlich erhielt ich bereitwillig Senhor Kawandame vorgeführt, der heute in Porto Amelia eine mit Regierungskrediten gekaufte Kneipe betreibt. Er war begleitet von Veronica, einem nicht sonderlich gesprächigen Negerweib, das früher als Leiterin der Frelimo-Frauenorganisation im «befreiten Gebiet» die Versorgung der infiltrierten Guerillas mit Lebensmitteln organisiert haben soll. Weder sie noch der grauhaarige Schlaumeier Kawandame schienen mir ein unwiderbringlicher Verlust für Frelimo; diese zieht in ihrem von Frau Mondlane geleiteten «Mozambiquanischen Institut» in Dar-es-Salam so viel brillante junge Kader heran, dass die Desertion der Stammesfürsten (die ja überall in Afrika mit den ihre wankende Macht stützenden Kolonialherren zusammenarbeiteten und es immer noch tun) nur die Spreu vom Weizen scheidet.

Trotz der gegenwärtigen militärischen Erfolge der portugiesischen Kommandos wäre es naiv, eine unveränderte Weiterdauer von Lissabons Herrschaft zu erwarten. Die Kinder, die sich heute im Busch in den Elementarschulen drängen, die junge schwarze Intelligenz, die sich heute in den Abendkursen der städtischen Lyzeen zur Hochschulreife bildet, denken hinter ihrem Lippenbekenntnis zur portugiesischen Zivilisation afrikanisch-nationalistisch. Der Krieg hat die Wirtschaft des Landes zum Boom angeheizt, er zwingt die Regierung zum Ausbau der Substrukturen — die 40 Prozent des Budgets, welche Portugal auf den überseeischen Krieg verschwendet, werden zum grossen Teil in solch produktivem Aufbau, für Strassenbau

usw. investiert — und zerstört andererseits nur wenig. Cabora Bassa, dessen Elektrizität es ermöglichen soll, über bisher noch schlummernde Lagerstätten von Eisenerz, Kohle, Fluorit, Titan, Mangan, Magnesit, Nickel, Chrom und Asbest neue, verarbeitende Industrien zu einer Art neuem Ruhrgebiet zu ballen, wird den Boom, auf gesunderen Basen, noch verstärken und den in Ausbildung befindlichen schwarzen Kadern das verschaffen, was sie am meisten benötigen: Arbeit.

Auch auf den neuen, vom Sambesisee bewässerten Farmen kann nur ein Phantast an jene Million weisser Siedler glauben, deren Gespenst durch die europäische Presse geisterte. Die Zeiten, in denen sich das Landproletariat aus Tramontes auf die Schiffe nach Afrika drängte, um hier als Siedler eine Scholle zu finden, die ihm die Heimat versagte, sind längst vorüber, seitdem der portugiesische Landarbeiter den illegalen Weg über die Grenze in die Fabriken der Banlieue von



Was wird seine Zukunft sein?

Paris vorzieht. Wer heute noch nach Angola und Mozambique auswandert, tut dies meist, um als Händler leicht und schnell zu Geld zu kommen. Und trotz Sonderprivilegien zeigt sich, vor allem unter jüngeren Portugiesen, die Neigung, auf die Dauer die europäischere Atmosphäre und die billigeren Lebenskosten von Lissabon den Chancen in Übersee vorzuziehen. Wo der weisse Mann zur Mangelware wird, muss auch die Ideologie der Kolonisten verkümmern. Das vielpropagiertere Rassenparadies am Limpopo, wo vor Jahren weisse und schwarze Bauern wie Löwen und Lämmer zu Landwirtschaftskooperativen zusammengeschlossen wurden, ist längst von der Entwicklung überholt. Die Million Siedler im Sambesital — das kann man heute als fast sicher prophezeien — werden in ihrer überwiegenden Mehrzahl Schwarze sein.

Die wirtschaftliche Expansion folgt eben ihren eigenen Gesetzen und ihr Sog fegt überalterte politische Strukturen, die ihr im Wege stehen, hinweg. So wie sie auf lange Sicht in Südafrika die Apartheidpolitik ad absurdum führt, so wird sie, wahrscheinlich schneller, in Mozambique den Schwarzen ermöglichen, die ökonomische Schranke, welche bisher die Rassegleichheit zur heuchlerischen Theorie entstellte, zu überspringen. Schon heute reissen sich die Unternehmer in Lourenço Marques um die seltenen schwarzen Führungskräfte. Wenn einmal dieser Aufstiegsprozess in grösserem Umfang in Gang kommt und in Lissabon liberale Technokraten das heutige konservative Führungsklüngel ersetzen, kann die wachsende Autonomie der Überseeprovinzen auf evolutionärem Wege in jenen Typus einer freundschaftlichen kooperierenden Unabhängigkeit münden, wie ihn die französische Communauté verwirklicht hat. Der Damm von Cabora Bassa würde sich dann nicht als Festungsmauer eines sturen weissen Herrschaftsanspruchs erweisen, sondern, auf dem Umweg über eine schwarze Kaderbildung, als Brücke in eine Freiheit ohne Blutvergiessen.